

<b>Zeitschrift:</b>	Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg
<b>Band:</b>	25 (1978)
<b>Heft:</b>	1-2
<b>Artikel:</b>	Die Predigt als Kommunikationsakt
<b>Autor:</b>	Marsch, Edgar
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-760479">https://doi.org/10.5169/seals-760479</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

EDGAR MARSCH

# Die Predigt als Kommunikationsakt

*Textologisch-didaktische Erwägungen \**

In diesem Beitrag geht es nicht darum, den Akt der Herstellung einer Homilie zu systematisieren und Regeln aufzustellen, nach denen der Homilet zu handeln habe. Die Homilie läßt sich als Redetypus beschreiben, aber sie wird dabei auch immer ein kreativer Akt bleiben. Dieser Aufsatz ist daher mit «Erwägungen» überschrieben und nicht mit «Anweisungen». Es wird dabei der Versuch unternommen, die Predigt als besondere Sprachverwendungssituation gesprochener Sprache komplex zu sehen. Dazu ist es nötig, kommunikationstheoretisch relevante Bedingungen der Homilie als Redeakt zu überprüfen und textwissenschaftlich signifikante Merkmale zu beschreiben.

Aus einer solchen Skizze ergeben sich natürlicherweise auch praktische Schlußfolgerungen, die in der Form des Hinweises und der Empfehlung an den Homileten gerichtet sind. Sie sind als Orientierungsmarken zu verstehen, nicht aber als ein starres Schema, nach dem bei der Herstellung einer Homilie vorzugehen ist. Die Linien, die von diesen Vorschlägen in die Praxis des Homileten zu ziehen sind, sollen nicht eng einschränken, sondern Freiheit lassen, wo dies möglich ist. Demgegenüber gibt es aber auch Grundbedingungen des Redens vor Hörern, die als feste Regeln zu beachten sind, wenn der Kommunikationsablauf optimal und wünschenwert seinen Zweck erfüllen soll. Regeln und Hinweise sollen unter folgenden Aspekten formuliert werden:

\* Der hier vorgelegte Beitrag zur Homilie ist die erweiterte Fassung zweier Einführungsvorträge, die ich auf Einladung von Prof. G. SCHÜEPP vor Studenten der Homiletik 1974 und 1976 in Freiburg im Ü. gehalten habe. G. SCHÜEPP und H. STIRNIMANN danke ich für Hinweise und wertvolle Anregung.

- Die Sprache als Basis liturgischen Handelns (1)
- Das Verhältnis von Sprechakt und Schreibakt (2)
- Die besondere Kommunikationssituation der Homilie (3)
- Voraussetzungen der Kommunikation (4)
- Thema, Referenzakte und situativer Kontext der Homilie (5)
- Die Phase der Aufbereitung vor der Inschrift (6)
- Die Konstruktion des Textes (7) mit Hinweisen auf eine hörerzentrierte Sprachwahl.
- Der situative Bezug der Homilie als Sprechhandlung (8).

### *1. Die Sprache ist die Basis*

Die Sprache ist Grundlage liturgischen Handelns. Es ist sicher nicht zu weit gegriffen zu sagen, daß sie Voraussetzung des Handelns in der kirchlichen Gemeinschaft überhaupt ist. Das ist heute nicht mehr bloße These, sondern es ist eine Tatsache<sup>1</sup>. Darüber sind sich fast alle einig, die an dieser Sprache teilhaben und als Sprecher oder Hörer an ihrem Gebrauch teilnehmen. Es ist daher nicht überflüssig zu betonen, daß es gilt, überall dort, wo Glaubensinhalte zur Aussage kommen sollen, die Verantwortung gegenüber der Sprache zu schärfen. Diese Forderung richtet sich vor allem an die Homiletik, aber auch an die praktische Theologie insgesamt.

<sup>1</sup> Eine gute Beurteilung des Pegelstands in der Aufmerksamkeit gegenüber der Sprachfrage (aus der Sicht der evangelischen Theologie) ermöglicht Helmut FISCHERS Studie: *Glaubensaussage und Sprachstruktur*, Hamburg 1972. H. Fischer richtet nicht nur Fragen an die Kommunikationswissenschaft, sondern versucht auch, unter den Vorzeichen «Botschaft» und «Verkündigung» Antworten bereitzustellen. Die Konstitution über die heilige Liturgie (*Sacrosanctum Concilium*) weist im Unterteil C, Art. 33, auf die grundsätzliche Rolle der Liturgie als «Sprache» hin und macht in Art. 35 deutlich, «daß in der Liturgie Ritus und Wort aufs engste miteinander verbunden sind». Kommunikationstheoretisch relevant ist etwa auch der Hinweis darauf, daß der Ritus «frei von unnötigen Wiederholungen» sein solle (vgl. Abschnitt 7.e) dieses Aufsatzes). K. RAHNER und H. VORGRIMLER weisen auf die Verdienstlichkeit dieser Artikel hin: «Es ist heute, nachdem die nachkonziliäre liturgische Arbeit in der Sprachenfrage entschlossen vorangegangen ist, leicht, die Forderung einer arkanen Sakralsprache als Nonsense und diese selbst als museales Relikt und als Widerspruch gegen das kommunikative Wesen der Sprache zu entlarven» (*Kleines Konzilskompendium*, Herder-Bücherei 270/273, S. 42). Neben dieser leicht polemischen Äußerung findet sich da aber auch das Zugeständnis: «Freilich sind bisher die sprachlichen Probleme noch nicht gelöst, denn die bloße Übersetzung des in Jahrhunderten erstarren liturgischen Textes hat erst recht neue Schwierigkeiten aufgeworfen.» Dies bezieht sich sicher auch auf die Sprache der Predigt, über die der Konzilstext in Art. 35, 2 übrigens nur wenig sagt.

Sowohl übertriebener Sprachzauber als auch extreme Entzauberung der Sprache sind im Feld der Interaktion von Sprecher und Hörer innerhalb einer Predigt als Sprachereignis in gleicher Weise Symptome eines «falschen» Sprachgebrauchs. Der Homilet darf weder extremer Mystē noch einseitiger Sprachzerträumer sein. Unbesonnener Sprachgebrauch kann unaufmerksam machen, verschrecken und sogar Dissens erzeugen. Unangemessene Mystagogie läßt die Predigt zu einer Geheimbotschaft werden, die nicht mehr verstanden wird. Harter Sprachrealismus verlagert die Predigt auf eine Ebene der Sprache, wo der Glaubensaussage ureigene Charakter des Geheimnisses verlorengeht. Sicher gibt es eine spezifische Schicht von Rezipienten, die solche Predigtsprache nicht verstehen, weil sie sie ablehnen. Oberflächliche Sprachwahl und Jargon andererseits lassen die Aussage verklingen, ohne das Ohr des Adressaten zu treffen, da sie ihn nicht aufmerksam zu machen vermögen. Ob Glaubensaussagen Gehör finden und die intendierte Wirkung erzielen, das hängt überwiegend von der Sprache ab, die zwischen Sprecher und Hörer vermittelt. Einen problemlosen Gebrauch der Sprache gibt es da nicht. Daß es Predigten gibt, die einfach verhallen, und demgegenüber Predigten mit Folgen, oft schweren Folgen für die kirchliche Gemeinschaft, in der sie gehalten wurden, zeigt, daß lange Zeit dem Problem «Sprache» in der Homiletik nicht die Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde, die notwendig war<sup>2</sup>.

Gerade die Besinnung auf andere Funktionen der Predigt als jener der Proklamation von Glaubenswahrheiten setzt gesteigerte Sensibilität gegenüber der Sprache voraus. Welchen Beitrag können in diesem Zusammenhang Textwissenschaft und Kommunikationswissenschaft leisten?

<sup>2</sup> Für eine vorkritische (auch vorkonziliäre) Phase gilt sicher die Meinung, die Sprache sei nur unbedeutende «Hohlform», «Gefäß» oder «Behälter» für ewige Wahrheiten, die demnach nur in einem «weltlichen Bettlergewand» zum Ausdruck kommen. Gegenüber den Leistungen der Sprache wurden eher ihre Unzulänglichkeiten betont. Dieser schädliche Dualismus mit seiner schiefen Form-Inhalt-Dichotomie wurde erst im Zuge des Vaticanum II deutlich gemacht. Andererseits führte das Bestreben, das Mysterium Christi sichtbar zu machen, vielfach dazu, daß die Sprache als Vehikel der Botschaft Christi selbst zu einem Arcanum gemacht wurde. Vgl. K. RAHNER und H. VORGRIMLER, Kleines Konzilskompendium. Alle Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen des II. Vaticanums in der bischöflich beauftragten Übersetzung, Freiburg i. Br. 1966 (= Herder-Bücherei 270/273), darin: Einleitung, S. 42. Symptomatisch für den Mangel im Hinblick auf das hier interessierende Problem ist auch die Tatsache, daß im ausführlichen Sachregister zum Kompendium das Lexem «Sprache» in seiner Bedeutung für religiöse Kommunikation fehlt. Andererseits wird die Dringlichkeit dieses Anliegens neuerdings verstärkt gesehen. Ich verweise auf die letzten Tagungsberichte der Homiletischen Gesellschaft.

## 2. *Sprechakt und Schreibakt*

«Eine Rede sei keine Schreibe», der Kern dieses Wortspiels bezieht sich auf das Wesen adressierter Texte<sup>3</sup> und betont, daß die Herstellung solcher Texte heute nicht mehr einseitig unter stilistischen Aspekten, sondern vor allem unter kommunikationstheoretischen Voraussetzungen gesehen wird. Vor der Fixierung des Redetextes im Schreibakt (Inschriftion) ist die Überprüfung dreier wichtiger Komponenten nötig, die sich auf die Situation des Sprechaktes beziehen. Diese drei pragmalinguistischen A's sind: Anlaß, Adressat und Absicht<sup>4</sup>. Der Sprechakt wird nur zu einem Kommunikationsakt, wenn die Konstituenten der Kommunikationssituation optimal einkalkuliert sind. Die Kritiker der traditionellen Schreib- und Stillehre gehen zuweilen soweit, daß sie der «pragmatischen Situation» eines adressierten Textes mehr Gewicht beimesse als der «semantischen Situation». So etwa, als käme es auf Überzeugen mehr an als auf den Inhalt der Überzeugungsrede. Sicher verbürgen Wohlgeformtheit, Klarheit, Deutlichkeit und grammatische Richtigkeit noch nicht die Kommunikation, die von anderen Bedingungen zusätzlich abhängig ist.

Die Homilie muß daher immer der «pragmatischen Situation» Rechnung tragen. Ihrem kommunikativen Wesen nach ist sie wie Zuspruch, Weisung, Werbung, Propaganda, Angriff und Verteidigung den schriftlichen Dialogformen zuzurechnen, wobei die Situation des Vortragens noch hinzukommt. Es ist bei dieser Subsumierung jedoch eine Einschränkung nötig. Für die Predigt gelten nicht alle jene Voraussetzungen, die für eine kommunikationstheoretisch orientierte Didaktik des adressierten Schreibens grundlegend sind. Eines scheint ausgeschlossen zu sein: Werbung zum Beispiel ist darauf angewiesen, die Regeln sprachlicher Lenkung so subtil und unauffällig im Werbetext anzuwenden, daß das Ziel erreicht wird, ohne daß die Strategie dem Adressaten auffällt. Die Überzeugung funktioniert fast selbstverständlich, da die Mittel der Steuerung des umworbenen Adressaten unauffällig sind. Anders verhält es sich bei der Homilie. Auch sie ist auf Über-

<sup>3</sup> Der Terminus «adressierter Text» hat sich heute für die Gesamtheit der «schriftlichen Dialogformen» eingebürgert, die sich «appellativ» (eine der drei Funktionen in K. Bühlers Organonmodell von 1918) an Adressaten richten. Vgl. K. BÜHLER, Sprachtheorie. 2. Auflage, Stuttgart 1965.

<sup>4</sup> Vgl. dazu J. LEHMANNS Erläuterungen über «100 schriftliche Dialogformen» in: Blätter für den Deutschlehrer 1970, Heft 3, S. 65 ff.

zeugen aus. Aber für sie gilt in besonderem Maße eine der Sprechaktr Regeln, die John R. Searle aufgestellt hat<sup>5</sup>: nämlich die «sincerity rule», die gewährleisten soll, daß der Kommunikationsakt offen, aufrichtig und ernsthaft ohne versteckte Strategien beginnen und ablaufen kann.

Predigen will also nicht «um jeden Preis» überzeugen, sondern in Freiheit dazu einladen, auf das Angebot der Rede einzugehen. Dabei stellen sich bei der Abfassung der Predigt gewiß Probleme, vor allem eines: Wie weit darf ich als Prediger die Mittel der Sprache zu meinem Redezweck einsetzen, *ohne* dabei in die Gefahr zu kommen, die Redehalte mit ihrem plausiblen Überzeugungsgrad noch zusätzlich durch eine *zweite* Sprache zu unterlegen, die sich versteckt ausgelegter Redetaktiken und damit einer sprachlich unlauteren Beeinflussungsstrategie bedient. Diese Grenzen lassen sich nur schwer bestimmen. Klare Regeln können da kaum aufgestellt werden. Die richtige Entscheidung ergibt sich aus dem Feingefühl des Predigers gegenüber der Sprache, das er sich durch Übung aneignen muß.

Allgemeine Regeln können aufgestellt werden. Um ihrem Zweck gerecht zu werden, muß die Homilie in der Phase der *Aufbereitung* und der *Konstruktion* bestimmte kommunikationstheoretische, textologische und didaktische Bedingungen berücksichtigen. Auf die Phase der Präsentation gehe ich in diesem Rahmen nicht ein. Was ist zu beachten?

### *3. Die besondere Kommunikationssituation*

Bei der Bestimmung der Kommunikationslage und ihrer Besonderheiten greife ich auf das bekannte Kommunikationsmodell Karl Bühlers zurück (1918)<sup>6</sup>, das durch F. de Saussures Genfer Vorlesungen beeinflußt wurde (um 1900) und von Roman Jacobson um 1960 weiterentwickelt wird<sup>7</sup>. Karl Bühlers berühmtes Organonmodell gliedert aus der Kommunikation drei wichtige konstituierende Felder aus:



<sup>5</sup> J. R. SEARLE, *Speech acts*, Cambridge 1969 (dt. Übersetzung: Sprechakte, Frankfurt a. M. 1971). Vgl. S. J. SCHMIDT, *Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation*, München 1973, S. 50 ff., 116.

<sup>6</sup> Karl BÜHLER, *Sprachtheorie*, 1918, 2. Auflage 1965, S. 28, hebt in der Trias von Sender – Sache – Empfänger die Zeichenfunktionen «Ausdruck – Darstellung – Appell» hervor. Das Organonmodell mit der Bestimmung der Zeichenfunktionen erstmals in: *Sprachtheorie*, 1934, S. 24 ff.

<sup>7</sup> Zu Sender (= Adresser) und Empfänger (= Adressee) kommen im Modell die

Der Sprecher bringt als Sender (Addresser, Adressant) die Sache (Gesprächsgegenstand) als Nachricht (Information, Message) zum Ausdruck (Symptom), und der Hörer als Empfänger (Addressee, Adressat) erhält diese Nachricht als Signal (Appell). Voraussetzung für die Kommunikation sind ferner ein dem Sender wie dem Empfänger gemeinsamer «code» und der Kanal als Verbindung zwischen Sender und Empfänger («contact»).

Im Dialog herrscht Duplex-Betrieb, d. h. wie beim Telefonieren ist der Kanal (Kommunikationsmedium) nach beiden Richtungen durchlässig und Sprecher- bzw. Hörerrolle alternieren. Bei der Predigt ist die Kommunikationslage etwas anders. Es gibt Reden, bei denen das Publikum durch Beifall, Zuruf oder Zwischenruf eingreift und dadurch eine gegebene Rederichtung bestätigen oder auch korrigieren kann. Hier werden Ansätze eines besonderen Dialogs deutlich. Bei der Homilie sind solche Eingriffe der Zuhörer kaum denkbar und höchst selten. Dennoch muß der Prediger die Verbindung («contact»)<sup>8</sup> nach Möglichkeit ständig kontrollieren, um Gewißheit zu haben, daß man ihm zuhört. Es kommt zwar nicht zu einer offenen Interaktion zwischen Sprecher und Hörer. Aber latent findet Interaktion statt und bestimmte Reaktionsmuster in der versammelten Gemeinde sind sicher beobachtbar. Anzeichen für gespanntes und erhöhtes Interesse, aber auch Anzeichen der Ermüdung sollten vom Prediger registriert werden.

Es kann sich die Notwendigkeit der Improvisation ergeben, die von der schriftlich fixierten Predigtvorlage wegführt, wenn dies aus Reaktionen der Zuhörer ablesbar ist. Ist der Prediger in der Lage, auf solche Reaktionen durch Improvisation einzugehen, so verstärkt sich die Interaktion und es ergibt sich in Ansätzen ein Dialog, der nicht nur auf gedankliche Abläufe im Adressaten beschränkt bleibt. Auseinandersetzung – ist sie nicht in die Predigt selbst eingebaut – ist im allgemeinen nicht möglich. Auch Rückfragen zur Kontrolle des richtigen Verständnisses sind ausgeschlossen, wenn nicht ein Predigtgespräch nach der Messe stattfindet.

Elemente «Context» (Situation der Informationsübertragung), «Message» (Nachricht), «Contact» (Verbindung zwischen Sender und Empfänger) und der «code» (gleiche sprachliche Kompetenz bei Sender und Empfänger) hinzu. Kommunikationsmodell (erweitert): vgl. S. J. SCHMIDT, S. 107 ff.

<sup>8</sup> Auf die «Suchprozesse» zwischen Sprecher und Hörer, die den «contact» ermöglichen, gehen neuere psycholinguistische Untersuchungen ein, die an Searle und Austin anschließen, vgl. dazu Max MILLER, Psycholinguistische Probleme der Referenz, in: LiLi 6 (1976), Heft 23/24, S. 83, 85 ff.

Die Predigt ist also stark sprecherzentriert. Sie sollte gerade deshalb betont hörergerichtet sein, damit der an sich irreversible «Simplexkanal» Kommunikation möglich macht. Die Homilie ist also von ihrer Sprache her immer so anzulegen, daß sie die der Kommunikationssituation eigene Einseitigkeit überwindet. Bevor im einzelnen Regeln über diese besondere Sprachverwendungssituation erläutert werden sollen, sind zunächst einige Grundbedingungen zu nennen.

#### *4. Einige Voraussetzungen der Kommunikation*

Ich beziehe mich auf die Grundelemente des Kommunikationsmodells. Damit der Sprechakt zu Kommunikation führt, genügt es nicht, daß der Sprecher sendet und der Empfänger empfangsbereit ist. Die Nachricht des Sprechers als Sender ist für den Hörer als Empfänger nur akzeptabel, wenn Sprecher- und Hörer-Kompetenz gleich sind, d. h. beide über ein angenähert gleiches sprachliches Kenntnissystem verfügen. Erst dann werden Informationen, die der Sprecher kodiert, auch vom Hörer dekodiert, wodurch sie erst verstanden werden können. Die Gemeinsamkeit im «code»<sup>9</sup> ist demnach notwendig. Setzen wir diesen Gedanken um in die Situation der Predigt: Der Homilet wird nur verstanden, wenn er die Sprache spricht, die von allen Zuhörern verstanden wird.

Hinzu kommt eine weitere Tatsache, der Rechnung zu tragen ist. Die Nachricht, die der Homilet als Sprecher an die Zuhörer ausgibt, wird durch bestimmte Schemata des Handelns in Sprache getragen. Diese Schemata entsprechen den Regeln des Sprachspiels<sup>10</sup>, das gegenüber der Kommunikation in der Homilie als Sprechakt eine stützende Funktion erfüllt. Dieses Sprachspiel mit einer genauen Markierung des Einsatzes, der Weiterführung, Förderung, Lenkung und Gliederung des Spielablaufs und einer deutlichen Markierung des Schlusses sichert den «contact» zwischen Sprecher und Hörer als Teilnehmer einer Sprechhandlung. Die Homilie darf sich daher nicht ins Überzeitliche oder Ortsungebundene abheben oder als bloßer Ausdruck<sup>11</sup> beim Sprecher

<sup>9</sup> Zur «code»-Theorie vgl.: Herbert DORMAGEN, Zur Entstehungsgeschichte der Kode-Theorie, in: LiLi 2 (1972), Heft 7, S. 89–96. B. BERNSTEIN, Studien zur sprachlichen Sozialisation, Düsseldorf 1972, S. 154–175 (= Sprache und Lernen, Bd. 7). Vgl. auch S. J. SCHMIDT, a. a. O., S. 107 f.

<sup>10</sup> S. J. SCHMIDT, Texttheorie, S. 45 f.

<sup>11</sup> Die Äußerung («utterance») von Wörtern und Sätzen ist nur ein Aspekt

bleiben. Sie muß auf den situativen Kontext<sup>12</sup> bezogen sein: das Sprechen über ein Thema vor Zuhörern in einem Hier und Jetzt. Nur in diesem Bezug ist Sprecher-Hörer-Kontakt möglich. Die Homilie als Sprechhandlung hat einen sehr konkreten «Spiel-Raum», den Raum der versammelten Gemeinde. Diese situative Gegebenheit erlegt ihr Spielregeln auf. Es soll hier keine umfassende Typisierung solcher Schemata versucht werden. Festzuhalten ist, daß solche Sprechhandlungselemente dann gut gewählt sind, wenn sie der Verhaltenserwartung der Zuhörer entsprechen. Ich gebe ein Beispiel: Es gibt Typen der Sprachhandlung, die besonders gut dazu geeignet sind, das notwendige Eingangsinteresse zu Beginn der Homilie beim Zuhörer zu erzeugen. Solche Mittel sind altbekannt und haben in der Geschichte der Predigt Tradition, etwa das Predigtspiel des Mittelalters oder Predigmärlein<sup>13</sup>. Eine kurze Erzählung kann diese Funktion erfüllen, ebenso eine Situation, die der Homilet seiner Redeabsicht entsprechend selbst entwirft und die der Erschließung des Themas dienen soll. Ich komme darauf noch einmal zurück.

### *5. Thema, Referenz und Situation*

Die Predigt ist einseitige Äußerung. Sie ist «utterance», d. h. lebendiger Vortrag und nicht Wiedergabe einer Aufzeichnung<sup>14</sup>. Sie ist

des Kommunikationsakts («uttering act»). Wichtig ist, daß die Wörter und Sätze in der Illokution an einen (oder mehrere) Zuhörer gerichtet sind. Vgl. SEARLE, Speech acts, p. 23.

<sup>12</sup> Zum «situativen Kontext» (auch weiterer Kontext): Vgl. die Erläuterungen unter 5.a) und 8.

<sup>13</sup> Die Mittel der Episierung (Erzählen) und der Dramatisierung (Darstellen) der Verkündigung kommen heute sicher zu kurz. Vor allem dem Erzählen sollte in der homiletischen Kommunikation mehr Platz eingeräumt werden. Vgl. unter diesem Aspekt die allgemeinen Überlegungen von E. GÜLICH, Ansätze zu einer kommunikationsorientierten Erzähltextanalyse (am Beispiel schriftlicher und mündlicher Erzähltexte), in: W. HAUBRICHS (Hrsg.), Erzählforschung 1, Göttingen 1976, S. 224–256 (= Beiheft 4 zu LiLi 1976).

<sup>14</sup> Gegenüber Searle faßt Kasher den Begriff der Äußerung weiter. Zur Äußerung gehört die «Inskription», der «Situationsindex» und anderes. Den Begriff der «Inskription» übernehme ich von Kasher, fasse ihn aber enger, d. h. er soll hier nur auf den Akt der Verschriftlichung der Homilie und die Vorwegnahme der Redesituation bezogen sein. Vgl. A. KASHER, Sentences and Utterances reconsidered. In: Foundations of Language 8 (1972), S. 313–345. «Äußerung» innerhalb einer Theorie der sprachlichen Kompetenz: Siehe die Ausführungen von S. KANNIGESSER, Untersuchungen zur Kompetenztheorie, in: LiLi 2 (1972), Heft 7, S. 13–46.

Sprechereignis. Im Hinblick darauf sind vier Bereiche zu unterscheiden, die ineinander wirken<sup>15</sup>:

- a) Der situative Kontext, d. h. Erwartungslage und Stimmung der Zuhörer; der Ort: der Kirchenraum und seine Bedingungen, die Gemeinde und das in ihr spezifische Gefüge sozialer Schichtungen; die Zeit: abends, morgens, samstags, feiertags oder sonntags; die Zeitdauer der Homilie.
- b) Indices der Referenz, d. h. Überprüfung der Aussagen, die in der Homilie formuliert werden sollen, im Hinblick auf die verschiedenen Referenzakte (innertextuell und zwischen dem Text der Homilie und der extratextuellen Wirklichkeit).
- c) Inskription des Textes der Homilie, d. h. Gliederung der zum Predigtthema gesammelten Gedanken, Wahl bestimmter Hilfsmittel zur Veranschaulichung, Festlegung eines günstigen Argumentationsverlaufs mit zwei bis drei Argumentationsschwerpunkten, Überprüfung der sprachlichen Mittel.
- d) Vorwegnahme der Präsentation, d. h. Einüben der rhythmisch-euphonischen Produktion des Predigttextes nach Sprechphasen, die frei zusammenhängend formuliert werden können, nach Sprechpausen, die der Atmung, der Gewichtung, der Spannung und der Gliederung dienen, nach Artikulationsdruck (Lautstärke) und Tonhöhe, nach der variierenden Sprechgeschwindigkeit. Auf Fragen einer solchen Abstufung der Predigt als Sprechablauf, also die Prosodie der Predigt, gehe ich hier nicht ein.

Die Aufbereitung der Homilie in allen vier Bereichen ist Voraussetzung einer optimalen Konstruktion des Textes im Hinblick auf den Sprechakt.

Schwer zu beurteilen – aber dennoch wichtig – sind die Bedingungen, die in Zusammenhang mit der Zuhörerschaft in der Kirche stehen. Die versammelte Gemeinde macht den wesentlichen Teil des «weiteren Kontexts» der Predigt aus<sup>16</sup>. Diese Bedingungen im Situations-

<sup>15</sup> Situationsindices, Referenzindices und Inskription sind übernommen von KASHER (vgl. Fn. 14). Vgl. dazu auch KANNGIESSER, a. a. O., S. 36–38.

<sup>16</sup> Die Unterscheidung von «engerem» und «weiterem Kontext» ist in der Linguistik (v. a. Pragmatik) heute gängig. Engerer Kontext ist der Text, z. B. eine Stelle in ihrem Kontext. Der «weitere» oder auch «situative Kontext» bezieht sich auf die raum-zeitliche Situation mit den Sprechteilnehmern in der Kommunikation. Man spricht hier auch von «Kontextreferenz»: vgl. Max MILLER, a. a. O., S. 89 ff. (vgl. Fn. 8).

kontext lassen sich schwer ermitteln, vielleicht nur im Durchschnitt. Es lassen sich möglicherweise auch Extreme festlegen, über die der Homilet auf keinen Fall hinausgehen darf. Festlegungen in diesem Bereich werden meist durch eine gewisse Unschärfe charakterisiert sein. Welche Fragen gehören in das Feld der Überlegungen zum Situationskontext?

Der Homilet sollte ungefähr den Sprachstand und den Bildungsstand seiner Zuhörer kennen. Bei der Konstruktion der Predigt ist schichtenspezifische Rücksichtnahme angebracht. Der Homilet, der vom Lande kommt, wird als Gast in einer Großstadtpfarrei sich auf eine andere Sprache besinnen müssen. Er ist zu einem «code-switching», einem Kode-Wechsel gezwungen, wenn er die Gemeinde ansprechen will.

Die Theorie sprachlicher Kompetenz geht in ihrer Grammatik vom «idealen Sprecher» aus. Bei der Herstellung seiner Predigt muß der Homilet immer von einem ganz bestimmten Publikum ausgehen. Den «idealen Hörer» gibt es nicht. Die eine Predigt, die einmal für alle und für alle Zeiten geschrieben worden ist, kann es daher auch nicht geben. Aus diesem Grunde wird auch die Wiederverwendung einmal gehaltener Homilien fragwürdig. Ein solcher Text wird ja nicht allein für ein bestimmtes Publikum, sondern für eine Zuhörerschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt hergestellt. Wird aktuelle Zeit in den Predigttext mit eingebaut (z. B. Ereignisse, die aufmerksam gemacht haben), so sind nach einiger Zeit solche Texte «verbraucht» und überholt.

Neben grundsätzlichen Fragen nach dem sozialen Milieu in der Gemeinde als potentieller Zuhörerschaft kann eine Bedarfsanalyse einen Einblick in die Interessen- und Erwartungslage geben. Was will ich? Die Intention des Homileten stellt sich im Autor-Akt<sup>17</sup> diese Frage. In der Stoffsammlung gibt die Autor-Intention schon die ihr wichtige Ausrichtung zu erkennen. Aber dieser Absicht sind gerade im Gegenstandsfeld der Homilie Grenzen gesetzt: Was darf ich? Wo liegt die Reizschwelle in der Gemeinde, wieweit darf ich herausfordern, ohne daß ich dabei zurückstoße? Das Zumutbarkeitskriterium zieht einer Homilie je nach Struktur der Zuhörerschaft engere oder weitere Grenzen.

Der Homilet kann mit seinem Anliegen, seinem Thema, an der Gemeinde vorbeisprechen, er kann sie aber treffen, wenn er z. B. Fragen

<sup>17</sup> In der Pragmatik schriftlicher Dialogformen werden die sog. drei A's unterschieden: Anlaß – Absicht – Adressat. Ihnen entsprechen drei Aspekte: der Autor-Akt, der kommunikative Aspekt, der Akt des Schreibprozesses mit dem Text-Aspekt (vgl. LEHMANN, a. a. O., Fn. 4).

angeht, die einen bedeutenden Stellenwert in der Lebensumwelt dieser Gemeinde haben. Die Gemeinde soll nicht als eine christliche Gemeinde unter vielen angesprochen werden, sondern sie soll sich angesprochen fühlen als Gemeinde an *diesem* Ort und zu *diesem* Zeitpunkt. Welche Mittel dabei sprachlich einzusetzen sind, darauf ist im Abschnitt «Inskription» (6.) einzugehen.

In engem Zusammenhang mit dem Situationsindex steht die Referenz. Die Homilie ist nicht nur etwas in sich Abgeschlossenes, sondern sie ist ein «Zeigefeld» (K. Bühler). Sie besteht aus Bezügen und Verweisen. Sie ist offen angelegt, damit sie ihren Zweck erreichen kann und damit der Hörer anderseits Zugang zu ihr findet. Nach einer naiven Lexikondeinition ist Predigen «das Wort Gottes durch Auslegen eines biblischen Textes verkündigen». Dem Wort «Verkündigen» ist – das ist zuzugeben – in der praktischen Theologie eine ganz bestimmte Sinngebung zugewiesen. Auf sie gehe ich nicht ein. Predigen als Sprecherereignis ist nur zu einem kleinen Teil «Verkündigen», der moderne Homilet alles andere als ein «Verkünder».

Der Homilet macht als Sprecher vor Zuhörern Aussagen, die er in Sätzen formuliert (Illokution) <sup>18</sup>. Die Predigt ist ein kompliziert zusammengesetzter Sprechakt (lokutiver Akt) und zugleich ein mehrschichtiger Referenzakt. Der Begriff der Referenz ist nicht eindeutig. Er wird unterschiedlich verwendet (semantisch, pragmatisch) <sup>19</sup>. Es ist an dieser Stelle festzulegen, welche Rolle er bei der Aufbereitung einer Homilie spielt. Worauf referiert die Predigt?

Es ist davon auszugehen, daß «Referenz eine Funktion des Gebrauchs sprachlicher Ausdrücke in kommunikativen Handlungsspielen ist» <sup>20</sup>.

Welche Funktionen im Sinne einer Referenz hat die Sprachverwendung im «kommunikativen Handlungsspiel» der Homilie? Es lassen sich drei Funktionen ausgliedern, die einmal von situativer Relevanz

<sup>18</sup> J. L. Austin und nach ihm Searle beschreiben die Elemente des Sprechakts (= lokutiver Akt). Er unterscheidet Illokution und Perlokution, d. h. adressatenbezogenes Sprechen und Konsequenzen der Sprechhandlung. Vgl. J. L. AUSTIN, How to do things with words, Oxford 1962. Siehe auch Fn. 5: Austin und Searle haben die Sprechakttheorie begründet. Allgemeine Hinweise bei S. J. SCHMIDT, Texttheorie, S. 59 und 119.

<sup>19</sup> Der psycholinguistische Ansatz der «Referenz»: vgl. M. MILLER, a. a. O., S. 83 ff. Der pragmatische Ansatz: Siehe die Erläuterungen bei S. J. SCHMIDT, Texttheorie, S. 76 ff.

<sup>20</sup> SCHMIDT, Texttheorie, S. 54–55, 81.

(a), dann kommentierend (b) und schließlich durch das Merkmal der Anweisung (Instruktion) (c) gekennzeichnet sind:

- a) Die Referenz zur engeren oder weiteren Lebenswirklichkeit der Gemeinde als Kommunikationspartner in der Homilie. Der Predigt ist eine soziokommunikative Rolle eigen, wie schon oben erläutert wurde.
- b) Die Referenz zur Heiligen Schrift; die Funktion der Sprachverwendungssituation «Homilie» besteht darin, das Evangelium (auch konkret: die frohe Botschaft des entsprechenden Predigttages) zu «erklären» und für die Zuhörer zu aktualisieren.
- c) Die Referenz zum System der Religion (Theologie und kirchliche Lehrmeinung), wobei auch die dogmatische Dimension berührt sein kann. Die Homilie erfüllt dabei die Funktion der Vermittlung zwischen dem Glauben des einzelnen und der Kirche.

Zu Punkt (c) ist eine einschränkende Anmerkung nötig. Homilie mit dem Referenzindex «Anweisung» zum Glauben kann nicht bedeuten, daß Glaubens-«Sätze» als «Regulativa» (Habermas)<sup>21</sup> den Zuhörern vorgelegt werden, die nun unter allen Umständen zu akzeptieren sind. Einerseits ist der kritische Zuhörer von heute der Sprache gegenüber mißtrauisch geworden. Zwei Ursachen dafür sind Mißbrauch und Abnutzung, denen die Sprache heute ausgesetzt ist. Der Sprachverschleiß, auf dessen Ursachen hier nicht einzugehen ist, stellt den Homileten immer wieder vor die Frage der Brauchbarkeit seiner Sprache. In der Homilie muß er dieser Sprache seinen Tribut zollen, zugleich aber immer wieder versuchen, sie zu überwinden, um zu einer Sprache zu finden, die den Glaubensinhalten entspricht.

Ein anderer Grund zur Vorsicht besteht sicher auch darin, daß der Begriff des Glaubens heute nicht mehr eng gefaßt ist. Er ist nicht mehr bezogen auf «Sätze», die Glaubensinhalte definieren. Die Homilie darf daher auch kein Instruktionsschema wie der Katechismus sein. Glauben ist sicher ein perlokutiver Akt<sup>22</sup>. Aber er ist nicht auf Sprache

<sup>21</sup> J. HABERMAS, Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz, in: J. H. / N. LUHMANN, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Frankfurt a. M. 1971, S. 101–141. Habermas bestimmt die «Regulativa» als eine von vier Klassen illokutiver Akte. Vgl. die Bewertung in: E. EGGS, Zum Universalitätsanspruch der Sprechakttheorie, in: LiLi 4 (1974), Heft 14, S. 62 f.

<sup>22</sup> «Glauben» als «Konsequenz» der Sprachhandlung «Homilie» beim Zuhörer. Zu Perlokution: vgl. Fn. 18. Vgl. auch S. J. SCHMIDT, Texttheorie, S. 77: «Perlokutionseffekte» als «intendierte Folgehandlungen», die ein Sprecher erreichen möchte.

beschränkt, etwa auf die einfache Antwort «Ich glaube». Im Glauben sieht man heute eher auch die Komponente der Entscheidung und des Handelns<sup>23</sup>. Die Homilie kann daher nicht Referenzakt zum «System des Glaubens» sein, indem sie sprachlich formulierte Sätze mit der Anweisung «zu glauben» vorlegt. Im christlichen Glaubensverständnis ist die Sinnfrage heute neu gestellt<sup>24</sup>. Dies hat auch Auswirkungen auf die Art und Weise der Kommunikation in der Homilie, wo immer wieder an die Bereitschaft, zu glauben, appelliert wird.

Zu den drei oben erläuterten Referenzakten ist noch ein weiterer hinzuzufügen, und zwar der Bezug der Homilie im Ganzen auf ein Thema. Alle Sätze sollen auf ein einheitliches Thema referieren: d) Die Korreferenz.

Die Homilie als kommunikatives Handlungsspiel ist auf ein einheitliches Thema angewiesen. Alle Sätze verweisen auf ein gemeinsames Denotat, das mit den Referenzakten (b) und (c) in engem Zusammenhang steht. Wechselt der Homilet sein Thema plötzlich, unvermittelt im Sprechablauf (etwa bei einer impulsiven Improvisation), so ist dieser «Schnitt»<sup>25</sup> für den Zuhörer nicht motiviert. Er kann nicht unbedingt die Assoziation nachvollziehen, die über den «Schnitt» hinweg vermitteln würde, zumal diese Assoziation unausgesprochen ist. Der Leser hätte an einer solchen Stelle im Text die Möglichkeit des rekursiven Lesens. Er geht mit dem Leseblick solange vom Unbekannten zum Bekannten zurück, bis er die Verbindung erschlossen hat. Für den Hörer einer Predigt besteht die Möglichkeit eines Rückgriffs nicht, daher sollten Schnitte vermieden werden.

Die innertextuellen Bezüge werden korrekterweise nicht als «Referenz» bezeichnet. Verweisrichtungen von Satz zu Satz in syntaktischer und semantischer Hinsicht sind Relationen, die bei der Inschriftion hergestellt werden. Es geht dabei um die kommunikativ günstige Anordnung der Sätze im transphrastischen Bereich des ganzen Textes. Wie ist da sinnvoll zu koordinieren? Auf diese Frage ist anhand einiger Beispiele unter Punkt 6 einzugehen.

<sup>23</sup> Vgl. W. KASPER, Einführung in den Glauben, 3. Auflage, Mainz 1973, S. 16 und 152 ff. J. RATZINGER, Einführung in das Christentum, München 1971, S. 39. H. FRIES/E. EMRICH, «Über Gott und die Welt», Ein Interview über Glaubensprobleme der Gegenwart, München 1970, S. 16, 60, 68.

<sup>24</sup> KASPER, Einführung, S. 31–33.

<sup>25</sup> Zum «Schnitt»-Begriff in der Literaturwissenschaft: Vgl. W. ISER, Die Appellstruktur der Texte, Konstanz 1970, S. 14–16 (= Konstanzer Universitätsreden 28).

Das erläuterte extratextuelle Bezugssystem (a-d) ist bei der Konstruktion des Predigttextes zu beachten. Alle vier Bereiche wirken zusammen. Die Referenz aktualisiert sich im Kommunikationsakt der Homilie. Aber die «Voraussetzungssituationen», denen Homilet und Zuhörer unterworfen sind, sind schon bei der Herstellung des Textes vorauszuberechnen<sup>26</sup>. Es stellt sich bei der Prüfung der Referenz auch die Frage, welche Aussagen auszuwählen sind, damit sie dem Verstehens-, Bedürfnis- und Interessenhorizont der Gemeinde entsprechen. Decken sie kein Bedürfnis, so erzeugen sie auch kein Interesse. Eine «Voraussetzung» in der Erwartungslage des Hörers wird dann ignoriert. Werden Aussagen nicht verstanden, so ist der Sprachstand der Hörer nicht berücksichtigt. Was nicht verstanden wird, kann auch nicht vom Zuhörer akzeptiert werden. Bezieht der Homilet sachliche Widersprüche, Unschärfen oder Widersprüche gegen die Lehrauffassung der Kirche in seine Predigt mit ein, so wird er seiner eigenen «Voraussetzungssituation» nicht gerecht und handelt gegen eine Funktion der Homilie. Er wird entweder nicht verstanden oder er erzeugt in der Zuhörerschaft einen Dissens.

## *6. Aufbereitung und Inskription*

Nach der Klärung einiger kommunikationstypischer Bedingungen der Homilie ist auf zwei praktische Arbeitsphasen einzugehen, wie sie vermutlich in der Praxis des Homiletens üblich sind. Was ist gegeben? Gegeben sind ein Evangelientext oder mehrere, der Zeitpunkt (Tag, Tageszeit, Tag im Kirchenjahr) und eine besondere «geschichtliche» Situation: der Monat, die vergangene Woche, der vorhergehende Tag mit den entsprechenden Ereignissen im engeren und weiteren Lebensbereich der Gemeinde. Gegeben ist ferner der Ort: Die Kirche als Versammlungsort mit mehr oder minder guten technischen Voraussetzungen. Sie können die Akustik im allgemeinen betreffen, die eventuell durch eine Übertragungsanlage gestützt wird. Sie können sich auf den Raum mit seinen besonderen Verteilungsmerkmalen und Gliederungseigenheiten beziehen. Die Frage, die sich dabei stellt, ist: In welchem

<sup>26</sup> Der Homilet ist gehalten, die Homilie im voraus zu «dialogisieren». Vgl. K.-H. BAUSCH, Vorschlag zu einer Typik der Kommunikationssituationen in der gesprochenen deutschen Standardsprache, in: Bericht der Forschungsstelle Freiburg «Gesprochene Sprache», Tübingen 1975, S. 76–78 (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache Mannheim, Band 7).

räumlichen Verhältnis stehen die Kommunikationspartner zum Homiletten? Wichtig für den Kontakt in der Sprachverwendungssituation «Homilie» als kommunikatives Handlungsspiel ist nicht nur der abgegrenzte Wahrnehmungsraum, den alle Kommunikationspartner teilen, sondern auch die wechselseitige «optische und akustische Wahrnehmbarkeit»<sup>27</sup>. Der Homilet, der fremd in einer Gemeinde ist, tut gut daran, sich vor dem Sprechansatz einmal in den Raum zu begeben und das Kriterium der Wahrnehmbarkeit zu kontrollieren. Vermag ich den Raum zu überblicken? Werde ich von allen gesehen? Gibt es nicht nur akustischen, sondern auch Augenkontakt in diesem Kirchenraum? Der Homilet kann kaum etwas ändern, aber er kann sich auf Besonderheiten einstellen. Dazu gehört auch die Kontrolle der Übertragungsanlage. Es ist zu prüfen, ob die an der Verstärkeranlage eingestellten Werte (Tonhöhe, Lautstärke) der Stimme des Homiletten entsprechen oder ob sie verzeichnen. Unstimmigkeiten im Übertragungskanal können den Kommunikationsakt stören.

Technischen Fragen ist damit Rechnung getragen. Bevor die Umsetzung in Sprache erfolgt, überprüft der Homilet in der Aufbereitung vor allem die drei Bereiche, die zu Punkt 5. b (Referenzakte) angegeben sind. Es stellen sich vier situations- und themabezogene Fragen:

Zu wem spreche ich? (die Adressaten)

Was ist gegeben? (Anlaß, Evangelium)

Was will ich? (die Absicht)

Was muß ich und was darf ich? (grobe Inhalte der beabsichtigten Argumentation in ihrem Verhältnis zur Glaubenssituation in der Gemeinde).

Sind diese Fragen in der Aufbereitungsphase beantwortet, so hat der Homilet die Silhouette der Predigt, vielleicht auch schon den Argumentationsverlauf (Grobgliederung) umschrieben. Der nächste Schritt zielt auf die Konstitution des Redetextes. Er bezieht sich auf die Umsetzung des Konzepts in Sprache.

<sup>27</sup> S. J. SCHMIDT, Texttheorie, S. 48.

### *7. Die Konstruktion des Redetextes*

Wie heikel dieser Akt der Transformation ist, darauf wurde schon oben hingewiesen. Der Schreibakt dient nicht der einmaligen und endgültigen schriftlichen Fixierung, so wie man einen Aufsatz schreibt, eine Abhandlung, eine Erörterung, einen Bericht. Der Schreibakt fixiert und nimmt gleichzeitig den Sprechakt voraus. Die Situation des Redens vor der versammelten Zuhörerschaft im Kirchenraum, d. h. der «situative Kontext» der Homilie, muß beim Schreiben antizipiert werden. Der Homilet formuliert gewissermaßen einem imaginativen Hörer gegenüber. Im Zuge des Schreibens simuliert er ständig die Situation des Sprechens; denn er will ja eine Homilie aus Papiersprache vermeiden. Und er muß zugleich auch die Lage des voraussichtlichen Hörers simulieren: Wie wird der Verlauf der Rezeption meiner Homilie sein? Auf welche Weise muß ich dem Hörer Rechnung tragen im Verlauf meiner Homilie?

Der Homilet hat Sachentscheidungen getroffen, ein Thema gefunden, das inhaltlich und von den Aktualisierungsmöglichkeiten her dem Evangelium oder einem besonderen Tagesanlaß entspricht. Er hat mehrere Vermittlungsziele (Wissen) und Argumentationsziele (Überzeugen) festgelegt und eine Gliederung des Verlaufs erstellt. Die Predigt als adressierter Text soll funktionsgerecht generiert werden. Die Homilie wird in der Regel – außerhalb besonderer religiöser Gemeinschaften<sup>28</sup> – drei Funktionen haben, die in etwa den in der Didaktik üblichen Zielbereichen entsprechen<sup>29</sup>:

- eine cognitive Funktion (Erklären, Unterweisen, Kommentieren);
- eine affektiv-evaluative Funktion (Entscheidungshilfe);
- eine pragmatische Funktion (Verhalten und Handeln auslösen).

Sind die Bedingungen einer reibungslosen Kommunikation erfüllt und sind die Zuhörer kommunikations- und handlungsbereit, so werden

<sup>28</sup> Es ist denkbar, daß der Homilie unter bestimmten Voraussetzungen auch eine emotive Funktion zukommen kann (Erlebnis- und «Gefühls»-Förderung im religiösen Bereich). Sicher dürfte dies für charismatische Bewegungen der neueren Zeit zutreffen.

<sup>29</sup> Diese Systematik «cognitiv – affektiv/evaluativ – emotiv – pragmatisch» habe ich für den Bereich der Literaturdidaktik als Zielbereiche umschrieben. «Affektiv-evaluativ»: Dies bezieht sich auf die Förderung von Wertungsverhalten und Entscheidungsfähigkeit gegenüber von Texten oder durch Texte v. a. erzählenden Charakters.

sie verstehen, entscheiden und handeln. Ob eine Homilie im Kommunikationsakt beim Hörer «ankommt», das hängt deshalb von einer funktionsgerechten Konstruktion des Predigttextes ab.

Es wird dabei ein schriftlicher Text hergestellt, dessen Bestimmung aber nicht die Eingabe in den schriftlichen Kommunikationsverkehr ist. Vielmehr soll er akustisch und prosodisch angemessen im Vortrag präsentiert werden. Die Homilie darf also nicht «verschriftlicht» werden, sondern sie soll – zumindest phasenweise – einen besonderen Dialog simulieren. Dieser «Dialog» ist – wie unter Punkt (3) erläutert – um den einen Sprechpartner verkürzt. Dieser nimmt lediglich als Hörer teil. Die Reaktionen, die im Dialog «Satz für Satz» mit der sonst möglichen Sprecher-Hörer-Alternation zu erwarten wären, sind in der Aufbereitungs- und Konstruktionsphase zu simulieren und im Text entsprechend zu berücksichtigen.

Solche Reaktionen wären etwa:

«Das habe ich nicht ganz verstanden, es war etwas zu kompliziert. Erklären Sie es bitte genauer!»

«Bitte noch mal, der Satz war etwas zu lang. Ich konnte Ihnen nicht ganz folgen.»

«Das Wort kenne ich nicht, was bedeutet es?»

«Das war zuviel auf einmal!»

«Ist das wirklich so? Ich zweifle.»

Oder:

«Das kann ich nicht akzeptieren! Es trifft für mich nicht zu.»

«Das habe ich anders gelernt.»

Dies sind nur einige der möglichen Reaktionen. Bei der Konstruktion des Textes ist nach solchen Reaktionen des Hörers zu fragen. Sie sind durch zusätzliche Formulierungsarbeit in den Text einzuplanen. Antworten sind vorzusehen. Denn: Der Leser eines Textes kann dort, wo es kompliziert wird, Leseschleifen machen. Er kann zurückgehen (Regression). Der Zuhörer kann dies nicht. Der Redeablauf ist vom Hörer aus nicht aufzuhalten. Der Homilet hat also in der Inskriptionsphase der Regression vorzubauen. Er muß versuchen, sie in den Text miteinzubeziehen. Neben diesem wichtigen Problem des Dialogisierens des Textes, das die ganze Phase der Konstruktion begleitet, stellt sich die Frage nach den einzelnen Schritten der Konstruktion der Homilie. Wie fange ich an? Dies ist die erste Frage, die sich stellt.

*a) Eingangsverhalten*

Ein vielfach geübter Brauch besteht darin, die Homilie mit einer Schlüsselzeile aus dem Evangelium zu beginnen. Der Homilet dezentriert sich dabei als Sprecherperson und verweist auf eine allgemeingültige Sentenz, die nicht bezweifelt wird.

Ein solcher Anfang ist solide, wenn die gewählte Schlüsselzeile auffällig und interessant genug ist, die Zuhörer sofort zu fesseln. Vom ersten Satz muß ein Reizimpuls ausgehen, der aufhorchen läßt; denn der erste Satz hat nicht nur die Funktion, einzuleiten und «zum Thema zu kommen». Er hat auch die Rolle eines phatischen Signals<sup>30</sup>, das etwa so paraphrasiert werden kann: «Aufpassen, hier beginnt die Homilie.» Das optische Signal besteht bereits darin, daß der Homilet im Raum den Standort wechselt und sich dorthin begibt, von wo aus normalerweise zur Gemeinde gesprochen wird (Ambo). Zu diesem optischen Signal, das nicht unbedingt von allen gesehen wird (optische Hindernisse wie Säulen etc.), muß noch ein akustisches Signal hinzukommen, das den Beginn der Kommunikation anzeigen. Dies kann eine Anrede sein, indem der Sprecher sich durch das Signal «Liebe Zuhörer» an die Hörer adressiert. Er kann sich aber auch als Sprecherperson gewissermaßen «zurückziehen» (dezentrieren) und ein Zitat aus dem Evangelium oder eine andere Sentenz voranstellen. Der Grad der Aufmerksamkeit, der durch eine solche erste Formel erzeugt wird, hängt vom «Reiz» und von der «Fängigkeit» dieses ersten Satzes ab. Er soll zumindest Erwartung auslösen. Er kann aber, wenn er glücklich gewählt ist, schon Interesse, Spannung, vielleicht sogar ein Gefühl persönlicher Betroffenheit auslösen. Ein solches Redeschema als Einstieg ist nicht unproblematisch. Topisches Sprechen hat dort seine Funktion, wo es nicht zu Leerformeln oder abgenutzten Sätzen greift. Auf die Funktion der Sentenzen in der Rede komme ich noch einmal zurück (vgl. Punkt 7. h).

Aufgrund gewisser Vorbehalte gegenüber diesem Schema, das oft zur Interaktionsroutine erstarrt, sind andere Möglichkeiten zu prüfen. Eine weitere besteht darin, die Homilie durch eine Erschließungssituation einzuleiten. Was ist damit gemeint? Der Homilet stellt an den

<sup>30</sup> J. L. AUSTIN unterscheidet im lokutiven Akt einen phonetischen (Artikulation), einen phatischen (Konstruktion) und einen rhetischen Teil (Proposition). Phatische Signale verweisen auf den weiteren Kontext und dienen der hörerbezogenen Gliederung des Textes. Vgl. Punkt 8, Fnn. 46 und 47.

Anfang des Textes einen konkreten Fall (z. B. ein Ereignis). Dieser bildet den Ausgangspunkt in der Argumentation. Er hat die Funktion eines Gleichnisses. Er ist anschaulich, aus dem Leben gegriffen und ermöglicht Bewertung und Entwicklung in bezug auf den weiteren Verlauf der Homilie. Ein solcher Fall kann vom Homileten konstruiert sein. Es kann sich aber auch um ein reales Ereignis aus der Zeitung handeln, das der Hörer als «bekannt» identifiziert. Dadurch wird der Zugang zur Homilie zusätzlich erleichtert. Nun muß eine solche Erschließungssituation nicht bloß eine «operale» Funktion haben: nämlich die der Einführung oder der Hinführung. Sie kann auch zentral sein. Die Homilie kann sich insgesamt auf diesen Fall beziehen und ihn damit ernst nehmen.

Es sei noch eine dritte Möglichkeit des Eingangsverhaltens genannt: die erzählerische. Der Homilet wählt einen kurzen erzählenden Prosatext aus, der seinen Zielen entspricht. Die moderne Literatur bietet ein breites Spektrum interessanter Kürzestprosa an: moderne Fabeln und Parabeln, moderne Kalendergeschichten und Kurzgeschichten. Besonders die Kurzgeschichte, die in der Regel Ausschnitte aus dem Alltag bringt, ist wegen der ihr eigenen «Offenheit» gut geeignet. «Offenheit»: das bedeutet, daß der Erzähler sich mit Kommentaren, Deutungen, Psychologie und Wertung sehr zurückhält. Dadurch sind im Text keine Vorentscheidungen getroffen. Der Text wird dadurch erörterbar und befragbar. Diese scheinbar «afunktionelle Dissonanz» macht diese Textsorte geeignet, nach Zusammenhängen, Motiven und Ursachen zu fragen. Kurzgeschichten als knappe «Augenblicksfixierungen» (Walter Höllerer) bringen ein kurzes, klar aufgebautes Stück Oberflächenhandlung<sup>31</sup>. Der Homilet hat die Möglichkeit, die «Tiefe» eines solchen Textes auszuloten und von seiner Zielsetzung her zu interpretieren.

Erzählen und Handeln stehen in engem Zusammenhang zueinander. Gut gewählte und gut ausgewertete Texte können positive Handlungsimpulse vermitteln. Kurzgeschichten können auf diese Weise unaufdringliche «exempla» sein. Ein erzählerischer Einsatz wird daher auch von den Ansätzen einer «narrativen Theologie» her – dort wo sie Verfahren der praktischen Theologie berührt – ihre besondere Rechtfertigung beziehen<sup>32</sup>.

<sup>31</sup> Zur Kurzgeschichte: vgl. K. DODERER, Die Kurzgeschichte in Deutschland. Ihre Form und ihre Entwicklung, Darmstadt 1973.

<sup>32</sup> Vgl. D. MIETH, Moral und Erfahrung. Beiträge zur theologisch-ethischen Hermeneutik, Freiburg 1977, S. 60 ff. (= Abschnitt «Narrative Ethik»).

*b) Sprache und Argumentationsverlauf*

Die Umsetzung des in der Aufbereitung grob umrissenen Redeplans in Sprache richtet sich bei der Homilie wie bei jeder anderen Textsorte gesprochener Sprache nach der textsortenspezifischen «Modalität der Themenbehandlung»<sup>33</sup>. Die Forschungsstelle für «Gesprochene Sprache» beim IdS in Freiburg i. Br. hat drei Modalitäten unterschieden, die jedoch jede für sich nicht streng abgegrenzt definiert werden können. Sie stellen eher eine Intensitätsskala dar:

Die Rede kann, je nach dem Grad der Argumentativität:

argumentativ (Häufung logischer Konjunktionen),  
deskriptiv (beschreibend, darstellend, erzählend) und  
assoziativ (geringe logische Verknüpfung; Themenwechsel) sein.

In der Homilie wird der argumentative Modus gegenüber dem deskriptiven vorherrschen. Die Homilie will nicht überreden, sondern überzeugen. Dazu muß sie sich argumentativer Redetechniken bedienen. Assoziatives Vorgehen ist ungünstig. Es zeigt sich dem kritischen Beobachter und Hörer von Homilien vor allem in zwei verschiedenen Erscheinungsformen. Manche Homilie ist spekulativ angelegt. Sie geht von Kernfragen oder Schlüsselwörtern aus, die durchaus wichtig sind. Aber die Homilie folgt dann keinem geordneten Argumentationsgang, sondern sie umkreist das Thema und variiert es in vielen Sätzen. Diese Art des «Kreisens» um das Thema kann durchaus die Rolle der Bewußtseinsschärfung gegenüber einem Problem gut erfüllen. Aber solche Homilien kommen oft über das, was als Projektion am Anfang ausgegeben wurde, nicht hinaus. Sie kommen zu keinem Ergebnis, zu keiner Ableitung, die dem Zuhörer Gewißheit verschafft und gestellte Fragen beantwortet. Vielfach beschränken sich solche Predigten auf Wiederholungen, wobei nur die Sprache variiert.

Ebenso fragwürdig ist die andere extreme Form assoziativen Vorgehens, nämlich des «Springens» von Thema zu Thema. Der Hörer hat nicht Anteil an den assoziativen Brücken, die ein Thema mit dem anderen verbinden. Er wird mit Information überlastet. «Schnitte»<sup>34</sup> in der

<sup>33</sup> K.-H. DEUTRICH, Redekonstellation und Sprechsituation. Versuch zur Beschreibung eines Kommunikationsaktes, in: Gesprochene Sprache. Bericht der Forschungsstelle Freiburg des Instituts für deutsche Sprache Mannheim, Tübingen 1975, S. 118–126.

<sup>34</sup> Siehe Fn. 25.

Abwicklung des Themas geben dem Diskurs immer wieder eine andere Richtung und verwirren. Die Kommunikation wird behindert. Beides ist für den Rezeptionsablauf ungünstig: Anspruchslosigkeit (Kreisen) wie Überbeanspruchung (Springen) führen am Schluß der Homilie zur Frage: Was hat er nun eigentlich gesagt? Das sprachliche Grundmerkmal der Homilie wird also vor allem argumentativ sein. Wie soll es sich in der Predigt äußern, damit sich der Hörer als stiller, aber doch aktiver Kommunikationspartner in die Homilie einschaltet?

### c) *Satz und Satzkoordination*

Der Zuhörer hat es schwer, und es wird ihm mit Sätzen häufig schwer gemacht. Der Leser hat es leichter. Er kann bei langen Sätzen rekursiv lesen. Ferner speichert das Lesegedächtnis viel leichter und länger, weil es sich individuell der Lesefähigkeit des Lesers entsprechend die günstigste Lesegeschwindigkeit selbst wählt. Abgesehen davon, daß der Leser bei einer entsprechend geschulten Blickspanne ganze Wortgruppen, Sätze, oft einen ganzen Sinnsschritt auf einmal erfaßt und Aussagen auf diese Art und Weise viel schneller sammeln kann als der Zuhörer. Der Zuhörer kann nicht ganze Sätze oder Satzteile auf einmal erfassen. Er muß die akustischen Signale, die ihn erreichen, Zeichen um Zeichen, Schritt für Schritt kombinieren, bis sie sich zu einer sinnvollen Einheit vervollständigt haben. Gibt es im Verlauf der Rezeption eine Lücke, eine Störung oder eine Ablenkung, so kann der Zuhörer das Informationsdefizit, das da entsteht, nicht korrigieren, indem er «zurückgeht».

Der Zuhörer dekodiert also je nach Sprechgeschwindigkeit des Homiletens allmählich Wort für Wort und kann daher nur entsprechend kürzere Sinnsschritte erfassen und behalten. Der schlechteste Satz in einer Homilie wäre derjenige, dessen Anfang vom Hörer bereits vergessen ist, wenn der Sprecher zum Satzende kommt. Dies ist ein extremes Beispiel, aber es zeigt, wo die Schwierigkeit liegt: Der Homilet will argumentieren, muß sich zu diesem Zweck längerer Sätze und Satzgefüge in logischer Koordination bedienen, aber er muß gleichzeitig der Gefahr ausweichen, das Aufnahmevermögen der Zuhörer zu überfordern. Der Satzbogen in einem Gliedsatzgefüge darf nur so lange und so weit gespannt werden, wie das Erinnerungsvermögen des Hörers (für den ganzen Satz!) reicht. Auf diese Frage und auf Lösungsmöglichkeiten ist an Beispielen einzugehen.

In welchem Verhältnis sollen Parataxe und Hypotaxe zueinander stehen? Wie ist bei der Satzkoordination vorzugehen? Wenn eine Homilie unterweist und anweist, so ist sie auf Begründungen angewiesen. Die Sätze in einem Text manifestieren sich immer linear. Aber gerade in einer Homilie, die verstanden sein will und überzeugen soll, kommt es nicht nur auf eine feste Linearität, sondern vor allem auf logische Relationen zwischen Satz und Folgesatz im Dienste der Argumentation an. Jeder einzelne Aspekt, den der Homilet in Sätzen entwickelt, jede semantische Repräsentation im einzelnen zum Thema im Ganzen soll vollständig und klar durch eine ausreichend lange und logisch kohärente Satzfolge abgeschlossen werden. Exkurse, Einfälle und andere Spontaneitäten können in einer solchen Kette vom Thema und von der Argumentationslinie ablenken. Die Frage nach der Satzbildung und der Satzkoordination kann von verschiedenen Richtungen her gestellt werden. Die erste und wichtigste Koordinate, von der Richtwerte abzulesen sind, ist soziolinguistischer Art: Welche Sprache sprechen und verstehen die Zuhörer? Welcher «code» ist anzusetzen?

Ganz unabhängig davon, welche sozialen Schichten sich in seiner Zuhörerschaft repräsentieren, ist der Homilet grundsätzlich gehalten, über seine eigene Sprache hinauszugehen und eine Sprachwahl zu treffen, die dem Durchschnitt der Zuhörer entspricht. Im Anschluß an soziolinguistische Studien B. Bernsteins<sup>35</sup> unterscheidet man zwei Klassen von Kodes, die schichtenspezifisch sein können. Bürgertum, Intellektuelle und Oberschicht bedienen sich demnach eines «elaborierten Kodes», der schichtenspezifischen normativen Stilverstellungen entspricht. Welche Merkmale sind für diesen Kode kennzeichnend? Es gehören dazu eine relativ komplexe, stark gegliederte Syntax, viele funktionale Partikel, unpersönliche Redeweise («es», «man»), Nominalstil (viele Substantive, Adjektiva, resp. im Satz: viele Adverbien und Adverbialkonstruktionen). Die sog. «gehobene Sprache» ist abwechslungsreich in Wortwahl und Syntax<sup>36</sup> und geht über das «Grunddeutsch»<sup>37</sup> hinaus.

<sup>35</sup> B. BERNSTEIN, Studien zur sprachlichen Sozialisation, Düsseldorf 1972, S. 175–200. Vgl. dazu auch: W. STEINIG, Sozialekt und soziale Rolle. Untersuchungen zu Bedingungen und Wirkungen von Sprachverhalten unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen in verschiedenen sozialen Situationen, Düsseldorf 1976, S. 89 f.

<sup>36</sup> W. STEINIG, Sozialekt, S. 84 ff.

<sup>37</sup> J. Alan PFEFFER, Grunddeutsch. Erarbeitung und Wertung dreier deutscher Korpora, Tübingen 1975 (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche

Eine solche schichtenspezifische Merkmalstypik unterliegt sicher der Vergrößerung. Kennt der Homilet sein «Publikum», so wird die Voraussagbarkeit der hörerspezifischen Sprache zwar die Sprachwahl im Hinblick auf die Homilie erleichtern, aber niemals absolut sicher gestalten. Gerade für die Wirkung der Homilie wird es wichtig sein, eine einfache «Grundsprache» zu finden, von der sich dann besonders wichtige Aussagen in der Rede abheben können. Um die Zuhörer zum Aufhorchen zu bringen, sollte sich der Sprecher gerade nicht dem Konformitätsdruck *einer* Sprache beugen. Die Zuhörer sollen nicht unbedingt in der Sprache des Homiletten ihre eigene Sprache wiedererkennen. Die Gefahr, die für den Homileten sicher immer besteht, ist die, daß er sich eines «elaborierten Kodes» bedient, weil dies seiner eigenen Sprache entspricht. In diesem Fall würde er nur eine Schicht in seiner Zuhörerschaft ansprechen und über die anderen hinwegreden, vielleicht sogar in ihnen einen Abwehrmechanismus auslösen. Der Homilet sollte bei der Konstruktion des Predigttextes also sowohl gegen seine eigene Sprache wie auch allgemein gegen die Dominanz eines «elaborierten Kodes» ankämpfen.

Er sollte sich eher des Stilregisters eines «restringierten Kodes» der «unteren» Schichten bedienen, ohne die entsprechenden Stigma-Signale (z. B. ausgesprochene Fehler oder Slang-Wörter)<sup>38</sup> zu übernehmen. Merkmale eines solchen Kodes sind: keine starke hypotaktische Gliederung, sondern Parataxe, geringe Varianz in der Wortwahl, eher Verbalstil, keine Ausschmückung, keine Einkleidung in «schöne Worte», standpunktbezogenes Sprechen («ich»), keine unpersönlichen Formulierungen. Der Homilet wird – um sprachlich eine günstige Kommunikationslage zu schaffen – zwischen den Extremwerten beider Kodes vermitteln. Um seiner Redeabsicht willen muß er sich bestimmter syntaktischer Mittel bedienen, die den Charakteristiken «Begründung, Finalität, Kausalität, Konzession» u. s. w. im Satz dienen. Entsprechende syntaktische Strukturen sind gekennzeichnet durch subordinierte Gliedsätze (Nebensätze). Also würde dies zu einer hypotaktischen Gliederung in der Homilie führen. Dennoch gibt es auch sprachliche Mittel, durch die Argumentationsabläufe in Parataxe erreicht werden können.

Sprache Mannheim, Band 27). Es ist darauf hinzuweisen, daß auch eine regionale Mundart neben der Standardsprache eine wichtige Funktion als Grundsprache der Homilie erfüllen kann, wenn sie dem Sprachstand der Hörer voll entspricht.

<sup>38</sup> Zum Verhältnis von Prestige- und Stigma-Signalen: vgl. W. STEINIG, Soziolekt, S. 88 f.

d) *Parataxe mit Füllwortkoordination*

Die Homilie ist appellativ angelegt. Sie will argumentieren und überzeugen. Zu diesem Zweck kann sie auf komplizierte Kausal- und Finalstrukturen verzichten, wenn sie sich bestimmter Partikelgruppen bedient, die kausale, finale, konsekutivische oder konzessive Funktion haben<sup>39</sup>.

Ein Beispiel:

Die beiden Sätze	{	«Wir sind erlöst.»
		«Jesus ist für uns gestorben.»

stehen in einem Folge- und Begründungsverhältnis zueinander. Die «normale» Satzkoordination wäre also hypotaktisch:

«Weil Jesus für uns gestorben ist, sind wir erlöst.»

Eine solche «logische» Formulierung (Ursache – Folge) ist nicht falsch, aber sie entspricht nicht der einfachen «gesprochenen Sprache». Eine Füllwortkoordination würde sich in diesem Fall der Partikel «ja» oder «doch» bedienen:

«Wir sind erlöst. Jesus ist ja (oder: doch) für uns gestorben.»

Die kausale und konsekutivische Relation wird vom Hörer selbst über die Partikel «ja» realisiert. Lange Sätze werden vermieden. Die Analyse der gesprochenen Sprache hat gezeigt, daß die Rede auf hypotaktische Gefüge nicht angewiesen ist. Durch kurze, unscheinbare Modalpartikel wie «ja, doch, auch, wohl, nicht» usw. werden anstelle von komplizierteren hypotaktischen Gefügesätzen kurze, prägnante parataktische Satzfolgen hergestellt. Diese Technik der sog. Füllwortkoordination bewirkt eindringlichen Redestil. Eindringlichkeit ist ein Merkmal der Parataxe. Varianz ist aber auch beim Gebrauch dieses Mittels angebracht. Monotonie soll syntaktisch nicht entstehen. Sie würde sich nachteilig auf die Kommunikation auswirken. Festzuhalten ist: Sprachteilhabe an einem restringierten Kode bedeutet zunächst einmal be-

<sup>39</sup> Zur Füllwortkoordination: G. SCHULZ, Über die dürftige Syntax im restriktierten Kode, in: LiLi 2 (1972), Heft 7, S. 99 ff. Zur Partikel «ja»: W. BUBLITZ/M. v. RONCADOR, Über die deutsche Partikel «ja», in: Syntaktische und semantische Koordination, hrsg. von I. BATORI u. a., Tübingen 1975, S. 137–190 (= Studien zur deutschen Grammatik 2).

schränkte Auswahl in bezug auf Adverbien und begrenztes Vermögen bei der Bildung stark gegliederter Gefügesatzstrukturen, wie sie ein argumentativ angelegter Text eigentlich vorschreibt. Der restringierte Kode weicht aus: Er bedient sich bestimmter Stütz- und Füllwörter, die modale, aber auch – wie am Beispiel oben gezeigt wurde – koordinative Funktion erhalten können. Eine ähnliche Leistung wie die Modalpartikel in der Füllwortkoordination leisten die Konjunktionalpartikel, wie z. B. «daher, deshalb, immerhin, freilich, trotzdem, somit usw.»<sup>40</sup>. Adversative, disjunktive, modale, kausale, finale, konzessive und kopulative Verzweigungen in Sätzen lassen sich durchaus auf diese Weise durch klare und unkomplizierte Parataxe generieren. Hauptsatzsequenzen dienen der Klarheit der Argumentation, der Eindringlichkeit und der «Übersichtlichkeit» für den Hörer. Füllwörter wie «ja, wohl» usw. haben zudem immer eine modale<sup>41</sup> Funktion. Sie stellen ein Einverständnis her. «Ja» könnte demnach paraphrasiert werden mit «darüber sind wir uns einig». Ihr konnotativer Wert liegt darin, daß der Hörer «affektiv beteiligt» und damit in den «Dialog» der Homilie immer wieder einbezogen wird.

#### e) Syntaktische Wiederholung

Die Kybernetik geht davon aus, daß bei Wiederholung die Informationsentnahme zurückgeht<sup>42</sup>. Warum ist das so? Es wird lediglich der Informationsgehalt dort entnommen, wo die Nachricht, die sich dann mehrmals wiederholt, das erste Mal eingegeben wird. Die Information fließt an dieser Stelle ins Langzeitgedächtnis ab und wird dort gespeichert. Kommt die gleiche Information wieder, so wird sie zwar «gelesen», aber sie muß nicht verarbeitet werden, da sie schon gespeichert d. h. einmal verstanden worden ist. Das hat einen günstigen Effekt, wenn es dem Homileten in bestimmten Situationen der Sprachverwendung und der Predigt auf komplizierte Sätze ankommt.

<sup>40</sup> D. CLÉMENT/W. THÜMMEL: Grundzüge einer Syntax der deutschen Standardsprache, Frankfurt a. M. 1975, S. 45, 51, 56, 61.

<sup>41</sup> Vgl. G. SCHULZ, Über diedürftige Syntax (...), S. 100 f.

<sup>42</sup> F. v. CUBE, Grundsätzliche Probleme bei der Anwendung der Glannon'schen Formel auf Wahrnehmungstheorie und Lerntheorie, in: Grundlagenstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaft, Bd. 1, 1960. Zur «Wiederholung» und «subjektiven Auswahl» bei Kommunikation mit mehreren: DERS., Kybernetische Grundlagen des Lernens und Lehrens, 2. Auflage 1968, S. 94 ff.

Ein Beispiel <sup>43</sup>:

Denn wessen Ohr wäre da taub, nicht aufzuhorchen,  
wenn gesagt wird: «Freuet euch, ihr Armen»?  
Und wessen Sinn wäre da so stumpf, nicht aufmerksam  
zu werden, wenn gesagt wird: «Freuet euch,  
ihr Hungrigen»?

(....)

Und wessen Herz wäre da gänzlich verzagt, nicht  
wiederum Hoffnung zu schöpfen, wenn gesagt wird:  
«Freuet euch, die ihr Verfolgung leidet»?

Die Wiederholung syntaktischer Strukturen (Konsekutivsätze in Frageform) wirkt hier für die Kommunikation sicher nicht belastend, obwohl die Sätze nicht einfach sind. Denn durch die Wiederholung prägt sich die Bedeutung der Struktur (Folge: Wenn – dann) im Zuhörer ein, und er wird jeweils die in dieser Struktur enthaltene Neuinformation leicht entnehmen können. Die syntaktische Rekurrenz ermöglicht also in gewissen Fällen hypotaktische Gliederung des Redeablaufs. Es ergeben sich lange Sätze, die aber durch die Wiederholung typischer Strukturen gut verstanden werden.

#### *f) Der Gebrauch der Frage*

An das oben angegebene Beispiel schließt sich direkt das Problem der Frage in der Homilie an. Sie kann eine kognitive Funktion haben, weil sie den Zuhörer in eine bestimmte Richtung des Argumentationsgangs steuert. Die Frage ist also grundsätzlich ein gutes rhetorisches Mittel, um den Denkprozeß der Zuhörer zu fördern und Erwartung zu provozieren. In französischen Homilien ist die Frage – dies sage ich aus Erfahrung, ohne es hier direkt belegen zu können – sehr häufig. Dort, wo Fragen überhand nehmen, wird – dies ist kritisch einzuwenden – eben nur noch gefragt oder «hinterfragt» (ein Modewort!), aber nicht mehr Stellung bezogen. Bedenklich ist die Variation einer Grundfrage in mehreren Interrogativsätzen. Hier beginnt die Predigt zu «kreisen», sie wird assoziativ und kommt im Dienste der Argumentation nicht mehr voran. Gebraucht man Fragen zu oft im Text, so ermüdet die Sensibilität der Zuhörer gegenüber der Frage und sie reagieren schließ-

<sup>43</sup> Folgende Stelle entnehme ich einer Homilie (Zum 6. Sonntag, Lesejahr C, 1977), die mir Heinrich STIRNIMANN zur Verfügung stellte.

lich nicht mehr auf entsprechende Intonanzbögen, die das Fragen als besondere Sprachverwendung auszeichnen. Der Homilet treibt dann ein überflüssiges Spiel mit der Hörererwartung; denn Fragen sollen ja in erster Linie der Zielsetzung und der Erwartungssteuerung dienen. Werden Fragen durch Wiederholung abgeschliffen, so wird ihr Einsatz schließlich sinnlos. Einen solchen Effekt der Abnutzung können die sog. Dialogismen herbeiführen, wenn sie zu häufig eingesetzt werden. Dialogismen sind z. B. Scheinfragen, rhetorische Fragen, Klassen von Fragen also, bei denen die Fragestellung überflüssig ist, weil die Antwort schon auf der Hand liegt oder der Frage mitgegeben ist. Rhetorische Fragen haben ihren Platz in einer Homilie: z. B. um der Hervorhebung, der Akzentuierung eines bestimmten Gedankens willen. Aber sie dürfen nicht zu oft eingesetzt werden. An Schlüsselstellen in der Argumentation sind sie angebracht.

Auch in Phasen der Ableitung und der Überleitung eines Gedankens können Fragen eine wichtige Lenkungs- und Gliederungsfunktion erfüllen. Fragen lösen einen Stau der Hörererwartung aus. Wo dieser Stau beabsichtigt ist, können Fragen mit einer besonderen akustischen Produktion eingesetzt werden. Dort empfehlen sich Fragen, die auf ein «Objekt», einen Sachverhalt oder Verhalten zielen. Entscheidungsfragen, die nur mit «ja» oder «nein» zu beantworten sind, sind weniger günstig. Fragen sollen längere Argumentationsphasen einleiten und nicht mit dem nächsten Satz (= Antwort affirmativ / negativ) abgetan sein. Ein Beispiel:

Ungünstig wäre:

Wie oft begegnet man hilfsbedürftigen Menschen!  
Verhalten wir uns da immer ganz richtig?

Besser wäre:

Immer wieder begegnen wir hilfsbedürftigen Menschen.  
Wie sollen wir uns da verhalten?

#### *g) Verbale Stützkonstruktionen*

Verbale Stützkonstruktionen werden durch besondere Trägersätze eingeleitet<sup>44</sup>. In der gesprochenen Sprache sind Einleitungen zu

<sup>44</sup> Zur Rolle der Trägersätze: Vgl. Gesprochene Sprache. Bericht der Forschungsstelle Freiburg, S. 198 ff. Zum Verhältnis «Einfachsatz» und «Gefügesatz» und Möglichkeiten ihrer Auflösung: Vgl. auch A. WEISS, Syntax spontaner Gespräche, Düsseldorf 1975, S. 26, 54.

Selbstzitaten wie «Ich meine,...» oder «Ich kann nur sagen,...» häufig. Sie dienen zuweilen der Abgrenzung der eigenen Position oder Meinung gegenüber einer anderen. Meistens sind es Leerformeln, die lediglich eine phatische Funktion haben, nämlich den Beginn einer wichtigeren Aussage zu signalisieren. Häufig wird auch die unpersönliche Form verwendet: z. B. «Es ist zu betonen, daß...» usw. Solche Stützelemente gehören zu den heute verbreiteten Bauformen der Papiersprache. Semantisch gesehen sind es Leerformeln, die lediglich die «pragmatische Situation» des Textes signalisieren. Sie verweisen auf den Sprecher (Schreiber) und seine Absicht, die dem Stützsatz folgende Aussage hervorzuheben oder ihr durch Verallgemeinerung den Anstrich der Allgemeingültigkeit zu geben. Der Homilet darf in der Regel nicht auf solche Stützkonstruktionen setzen. Er muß immer erklären und begründen, warum die Aussage, die er macht, wichtig ist. Hinter einer solchen Begründung steht er mit seiner Person, für eine solche Erklärung steht er mit seiner Person ein. Deshalb muß er in eine wichtige Begründung seine ganze persönliche Überzeugungskraft investieren, und er kann sich dabei nicht auf unpersönliche Trägersätze wie «Es ist nicht zu bestreiten, daß...» stützen.

Schon die Auflösung der hypotaktischen Gliederung solcher Stützkonstruktionen (Trägersatz – Folgesatz) und ihre Umwandlung in zwei koordinierte Sätze verändert und verbessert. Dazu ein Beispiel:

Es ist nicht zu leugnen, daß es heute immer noch viel Hunger in der Welt gibt.

Auflösung der Stützkonstruktion:

Auch heute gibt es noch viel Hunger in der Welt. Wer wollte das bestreiten? Die Zahlen bestätigen es (z. B. Sahelzone)...

#### *h) Topisches Sprechen*

Im Zusammenhang mit den Erläuterungen zur Füllwortkoordination wurde auf einen wichtigen Effekt modaler Ausdrücke hingewiesen<sup>45</sup>. Die konnotative Funktion einer Partikel wie «ja» oder «sicherlich» kann umschrieben werden mit «affektiver Beteiligung». Durch

<sup>45</sup> Weiß spricht von «Setzungen»: vgl. WEISS, Syntax (...), S. 32 ff. STEINIG (Soziolekt, S. 88) nennt sie «Stereotype» und reiht sie unter die text-stilistischen Stigma-Signale ein. Vgl. auch A. WENZEL, Stereotype in gesprochener Sprache, München 1978.

solche Adverbien wird der Zuhörer einbezogen. Das kann vorteilhaft sein. Es gibt aber bestimmte Ausdrücke mit formelhaftem Charakter, die gemieden werden sollten. Dazu gehören Sentenzen, die stereotyper Art sind wie

Das war schon immer so.  
So ist das Leben.  
Daran kann man nichts ändern.  
Was kann man da schon machen  
(und viele andere).

Derartige Formeln stehen anstelle von eigentlich erforderlichen Begründungen, die der Sprecher zu vertreten hätte. Anstelle ausführlicher Begründungen tritt eine topische Formel. Sie wird zur rhetorischen Rechtfertigungsinstanz. Im Umgang mit solchen Formeln und den Modaladverbien ist Vorsicht geboten. Modalisierende Partikel wie «erwiesenermaßen, unzweifelhaft, selbstverständlich» machen eine Aussage besonders dann problematisch, wenn der Zuhörer den Mangel an Begründung empfindet. Sätze, die auf solche Weise modalisiert werden, dienen nur schlecht der Argumentation. Solche Modaladverbien werden zur Ausflucht, weil es an Begründungsvermögen mangelt.

### *8. Der situative Bezug*

Der Homilet verfertigt einen Redetext. Er arbeitet dabei – dies wurde schon oben erläutert – vorwegnehmend; denn Zweck seiner Formulierungsarbeit ist es ja, den Text in den «weiteren Kontext» der Homilie als Sprechereignis zu übertragen. Bei der Konstruktion des Redetextes muß dieser Situation schon Rechnung getragen werden. Der situative Bezug wird hergestellt durch sog. Indexausdrücke<sup>46</sup>, die sich auf den «weiteren Kontext» der Homilie in der Vortragssituation beziehen. Solche kontextuellen Elemente sind Deixeme wie «hier, ich,

<sup>46</sup> Ch. S. PEIRCE nennt «indexikalisch» solche Ausdrücke, die sich nicht auf Kommunikationsinhalte, sondern eher auf die Kommunikationssteuerung beziehen (vgl. S. J. SCHMIDT, Texttheorie, S. 30). Dazu gehören alle Morpheme, die auf den weiteren, den situativen Kontext verweisen, also kontextabhängig sind. Es gehören alle deiktischen Elemente dazu, die auf die Redesituation verweisen. Sie haben verschiedene Namen: Indikatoren, Indexwörter, Kontextwörter. Eine wichtige Gruppe bilden die Pronomina, die der Anrede dienen. Vgl. dazu: U. AMMON, Zur sozialen Funktion der pronominalen Anrede im Deutschen, in: LiLi 2 (1972), Heft 7, S. 43–88.

wir, ihr, da, in dieser Stunde, heute, jetzt» usw. Solche Morpheme treten im Redetext immer wieder auf und machen ihn auf besondere Weise «aktuell». Sie verweisen auf das «hic et nunc» der Homilie, auf die Einmaligkeit dieses gerade ablaufenden Verkündigungsaktes. Bei der Konstruktion des Textes wird der Homilet darauf bedacht sein, wohl dosiert solche Signale der situativen Referenz immer wieder einzusetzen. Im lokutiven Akt der Homilie machen solche Indikatoren den «phatischen Teil»<sup>47</sup> aus: d. h. sie zeigen an, daß sich die Rede von einem Anwesenden an die Anwesenden richtet, daß diese Rede genau für diesen Ort und für diese Zeit bestimmt ist. Sie machen die Kontext-abhängigkeit der Homilie deutlich, und sie drücken aus, daß die Rede beginnt, daß sie fortdauert, daß sie gegliedert ist und daß sie zu Ende ist. Dazu kommen sicher noch viele andere, auch paralinguale Mittel (z. B. Gestik). Die Homilie ist Sprechhandlung und die deiktischen Elemente in ihrer Gesamtheit nehmen auf diese Handlung Bezug.

Eine wichtige Rolle spielt dabei die pronominale Anrede. In ihr wendet sich der Sprecher an seine Zuhörer. Die Wahl der richtigen Anrede zum richtigen Zeitpunkt ist wichtig. Der Homilet hat in der Homilie die Möglichkeit der «asymmetrischen Anrede». Er kann sich anaphorischer Morpheme wie «Du» und «Ihr» neben «Sie» bedienen, ohne daß dies anstößig wirkt. Je nach Dringlichkeit seines Redeanliegens wird er variieren. Alles dies ist notwendig. Denn der Text soll ja nicht bei ihm bleiben, sondern er soll als Nachricht, als Botschaft zum Zuhörer gelangen, der angesprochen wird. Er muß sich angesprochen fühlen.

Der Homilet, der dieses Grundanliegen ernst nimmt, wird auch ohne ein ausführliches Regelinventar den angemessenen Text formulieren und damit zu seinen Zuhörern durchdringen. Die Predigt ist schließlich über alle ihre textsortenspezifischen Merkmale hinaus Kerygma. Der Homilet ist Herold und Rufer, der immer wieder die Heilsbotschaft aktualisiert. Hier entfalten sich in der Homilie sicher theologische Komponenten, die linguistisch nicht mehr beschreibbar sind.

<sup>47</sup> Vgl. Fnn. 14, 15 und 30.